



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten 19.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

germanisiren scheinen als die katholischen. Chur selbst ist bekanntlich, trotz seines Bischofssitzes, weit überwiegend evangelisch.

Ein deutsches Herz darf es jedenfalls mit Genugthuung empfinden, daß den vielen Einbußen, den Verlusten in Osterreich und Rußland auch Eroberungen entsprechen: im Westen im Elsaß, im Osten in Sachsen und Preußen, und schließlich im Süden in der Schweiz. Letzteres ist besonders beachtenswert, weil die Schweiz kein Nationalstaat, sondern ein vielsprachiger Staatenbund ist. Daß auch in ihm das Deutschtum so kräftig und eroberungsfähig aufzutreten vermag, darf als Zeichen seines eigentlich deutschen Wesens gelten, als Rückwirkung des erstarrten Schwesterreiches im Norden. Wie viel näher hätte es nicht den Churwälschen gelegen, die verwandte italienische Sprache einzuführen! Hier war es wesentlich das Gewicht der Thatsachen, der offenbare Nutzen, die Größe des Hinterlandes deutscher Zunge, welche entschieden.



## Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

19.



o beginnt denn von neuem die saure Arbeit, ja, meine Herren, die herzlich saure Arbeit! Soll ich sie anders nennen, wenn sie in der Vergangenheit vergeblich gewesen ist und wir uns nicht der Hoffnung hingeben dürfen, sie werde in Zukunft etwas nützen? Wie viel Mühe haben wir uns gegeben, durch sanftüberredende Bitte die Minister zu bewegen, daß sie uns endlich Platz machen, wie oft haben wir ihnen ihre gänzliche Unfähigkeit, ihre „niederträchtigen Absichten,“ die Plünderung des armen Mannes u. s. w. vorgehalten! Alles umsonst, sie sind nicht gewichen, und gebessert haben sie sich auch nicht, das liegt klar zu Tage. Und dabei haben wir es zartfönnig stets vermieden, den Beweis der Wahrheit anzutreten, weil wir nicht böses Blut machen wollten. Nun wird man sagen: Wenn mit dem feinen Tone nichts erreicht wird, so redet deutlicher, seid grob, ihr seid ja immun, bringt Thatsachen vor. Ja wenn wir nicht so gebildet, so rücksichtsvoll, so bescheiden wären! So schwer es mir fällt, kann ich nicht umhin, einen Tadel gegen die beiden größten Staatsmänner der Gegenwart (Herrn Windthorst natürlich immer ausgenommen) auszusprechen. Die Kollegen Richter und Rickert übertreiben nicht nur die Tugend der Bescheidenheit, sondern verderben geradezu die parlamentarischen Umgangsformen durch ihren Hosten. Wenn die Führer so schüchtern und leise auftreten, so glauben wir Angeführten kaum noch uns ein lautes Wort erlauben zu dürfen. Und wenn man sich in

den Parlamenten und in der Presse nicht mehr gegenseitig beleidigen darf, wozu, frage ich, sind dann diese Institutionen noch da? Wie beschämend ist für uns das Beispiel Amerikas! Da sagt man es doch einem gerade ins Gesicht, wenn man ihn für einen Schurken hält oder vielleicht auch nicht dafür hält, sondern nur just das Wort auf der Zunge hat. Was der Gebrauch des Revolvers anbelangt, so müßten freilich die Regierungsparteien die Waffen in der Garderobe abgeben, denn in ihren Reihen pflegt man sich auf das Schießen so gut zu verstehen, wie in den unsern auf das Börsengeschäft, wie Herr Rickert so treffend bemerkt hat.

Doch ich wollte von der übertriebenen Bescheidenheit sprechen. Herr Rickert sagt ganz schlicht: „Man soll den Wählern kein K für ein U vormachen.“ Man — weshalb nicht bestimmter: die Regierung, die Rechte soll das nicht thun, warum es nicht ausdrücklich als Gewerbsstörung brandmarken? Denn das ist doch eine abgemachte Sache: die Minister und die Abgeordneten von den Konservativen bis zu den Nationalliberalen haben überhaupt mit dem Wähler garnichts zu reden, den aufzuklären ist unsre Sache, und wenn wir einmal ans Ruder kommen, werden wir den Herren das Handwerk gründlich legen, darauf verlassen Sie sich.

Wenn wir ans Ruder kommen — diese Äußerung wird die elende Reptilienpresse, welche sich im Schweitze des Volkes berauscht, natürlich wieder so auslegen, als ob ich Portefeuillehunger hätte, aber dieser neuen Fälschung der öffentlichen Meinung soll gleich ein Niegel vorgeschoben werden. Nein, meine Herren, ich weiß recht gut, daß, wenn auch wir herankommen, doch ich nicht herankomme. Unsre ganze Partei besteht aus Staatsmännern ersten Ranges, nicht jeder wird Minister werden können, und ich — ohne falsche Bescheidenheit sei es gesagt — bin einer der Kleinsten von den Großen. Ich verlange auch garnicht, Minister zu werden. Unter einem Regime Richert-Baumberger (so möchte ich der Kürze halber die vier Namen zusammenziehen, welche jedenfalls an der Spitze stehen werden) müssen natürlich die Staatsbahnen wieder in Privathände gelangen, und da wird sich schon eine Altersversorgung finden, die nicht durch ein Gesetz knapp zugemessen ist. Wollte Gott, wir wären schon so weit, dann wüßte doch jeder wie und wo, und Herr von Scholz irt sehr, wenn er meint, wir würden die Dinge anders ansehen, sobald wir für die Leitung der Staatsgeschäfte verantwortlich wären. Hat er denn überhört, wie feierlich Herr Rickert — Rickert wollte ich sagen: er ist nach und nach seinem Vorbilde so ähnlich geworden, daß man sie leicht miteinander verwechseln könnte — wie feierlich Herr Rickert wieder erklärt hat: „Wir halten fest an unsrer Überzeugung in jeder Lage.“ So ist es. Wie die Verhältnisse sich ändern mögen, welche Erfahrungen wir machen, si fractus illabatur orbis: wir bleiben bei unserm Spruche. Und was mich anbetrifft, so scheue ich mich niemals, die vollen Konsequenzen zu ziehen. Friedrich der Große und Rickert

der Große haben die Überzeugung ausgesprochen, daß der Staat am längsten existire, der am längsten Geld hat. Wer hat am längsten Geld? Wer keins ausgiebt. Also fort mit dem ganzen stehenden Heere, aus dem schon deshalb nichts rechtes werden kann, weil es immer von Sachverständigen geführt wird. Fort mit der Hochseefischerei, es lebe die Niederbörsenfischerei. Fort mit dem überseeischen Verkehr, den schon die Engländer besorgen werden. Fort mit der verbrecherischen Tendenz, „die Industrie und den Handel nicht Schaden leiden zu lassen.“

Und nun komme ich zu dem über alle verehrten Herrn Richter. Er hat — wie immer in unwiderleglicher Weise — dargethan, daß alles besser wäre, wenn er Reichskanzler gewesen wäre anstatt des Stümpers Bismarck. Wieder diese falsche Bescheidenheit! Weshalb greift er nicht weiter zurück? So muß denn ich mit meiner viel geringern Beredsamkeit ihn ergänzen. Ja, Herr v. Malgahn, es wäre anders, wenn wir schon seit Jahrhunderten regiert hätten. Wir hätten 1711 in Berlin nicht eine Akademie der Wissenschaften eröffnet, sondern eine Fondsbörse, wir hätten Friedrich Wilhelm I. nicht erlaubt, so viel schönes Geld für die Urbarmachung Lithauens und für die Erziehung eines schlagfertigen Heeres aufzuwenden; wir hätten nicht drei Kriege geführt, um Schlesien an Preußen zu bringen, weil wir natürlich vorausgesehen hätten, daß dort einmal der Hungertyphus ausbrechen werde; daher wäre auch Preußen, oder meinetwegen Brandenburg, nicht in die Welthandel verwickelt worden, hätte dem Rheinbunde beitreten und sich von Napoleon dem Großen mühelos vergrößern lassen können; wir hätten dann kein kostspieliges deutsches Reich, sondern lebten stillvergügt unter den Fittigen des Bundestages, und nähmen im Auslande den Schutz des dänischen oder englischen Konsuls in Anspruch. Wohl müßten wir dann darauf verzichten, hier mit den ausgezeichnetsten Männern zusammenzuwirken. Herr Windthorst wäre wohl Bundestagsgesandter, die Herren Bamberger und Richter säßen in Paris, wo es ihnen auch viel besser gefallen würde, und Herr Rickert dito im polnischen Reichstage. Das wäre freilich bitter für uns, aber für so große Vorteile könnten wir auch schon eine Einbuße hinnehmen. Nun ermessen Sie, meine Herren, wie gut es wäre, wenn wir endlich einmal die herrschende Partei würden. Alles, was versäumt oder schlecht gemacht ist, könnten wir allerdings nicht wieder gut machen, aber: „Was gemacht werden kann, würde gemacht werden.“

Über die Militärfrage zu sprechen, wäre ich durch meinen gänzlichen Mangel an Sachkenntnis vorzüglich berufen; allein ich erkenne auch in diesem Punkte die Überlegenheit meiner Parteifreunde an, und hoffe, daß sie mich der Mühe überheben werden. Nicht wahr, Herr Richter?

